

BERICHTE DER NATURFORSCHENDEN GESELLSCHAFT DER OBERLAUSITZ

Band 22

Berichte der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz 22: 79–86 (Görlitz 2014)

ISSN 0941-0627

Manuskripteingang am 17. 6. 2014
Manuskriptannahme am 20. 6. 2014
Erschienen am 28. 11. 2014

Beitrag in Anlehnung an einen Vortrag zur 23. Jahrestagung der Naturforschenden
Gesellschaft der Oberlausitz am 16. März 2013 in Knappenrode

Was bleibt – 90 Jahre Ortsumsiedlungen im Lausitzer Kohlerevier – Zur Genese einer Ausstellungskonzeption –

Von ROBERT LORENZ

Zusammenfassung

Der Beitrag reflektiert den Entstehungsprozess einer Wanderausstellung der Energiefabrik Knappenrode. In vergleichender Perspektive werden in ihr die Prozesse um die Devastierung dreier Lausitzer Dörfer im Vorfeld des Braunkohletagebaus behandelt, wobei mit den Devastierungsjahren 1928–1976–2012 eine zeitliche Dimension hinzutritt. Im Fokus stehen dabei die Erfahrungsebene der jeweils betroffenen Einwohner und die von ihnen entwickelten Verarbeitungsstrategien des von außen erzwungenen biografischen Bruches. Im Artikel werden die theoretischen Zugänge benannt, die die Recherche prägten. Weiterhin werden die variierenden Forschungszugänge zum jeweiligen Feld und seine Quellen vorgestellt, die sich aus den unterschiedlichen Zeitebenen ergeben, in denen die Devastierung der drei Orte erfolgte. Schließlich wird auf die gestalterische Umsetzung der Ausstellung eingegangen. Im Abschluss des Artikels wird unter Heranziehung des Augustinischen Gedächtnismodells eine Idee zur Diskussion gestellt, wie am Beispiel des Kirchspiels Schleife im Rahmen möglicher zukünftiger Devastierungen eine dialogische Erinnerungspraxis gemeinsam mit den Betroffenen entwickelt werden könnte, die der musealen Verarbeitung dieses Lausitzer Konfliktfeldes neue Wege erschließt.

Abstract

What remains – 90 years of relocations of settlements in the Lusatian mining area – On the genesis of an exhibition

The article offers an overview of the scientific as well as the artistic approaches that formed key elements in the development of an exhibition for the Energiefabrik Knappenrode in Hoyerswerda (Oberlausitz, Saxony) in 2013. The exhibition tells the story of three lusatian villages, which had to be devastated in favour of open cast lignite mining in the area. This process started in 1924. Until now 137 lusatian settlements have been devastated totally or in parts. Approx. 30.000 people lost their home and had to be resettled elsewhere, a process that has often been described as a traumatic experience. The exhibition tries to show as well as compare ways of dealing with this trauma, which have been developed by the former inhabitants of Buchwalde (devast. 1928), Tzschelln (devast. 1976) and Trebendorf-Hinterberg (devast. 2012). Following Augustinus model of “memoria”, the last chapter of the article sketches a dialogical approach for future exhibitions, which aim for witnessing the devastation by being part of the village and its community before and

during the process as well as afterwards, offering a symbolic space of open discourse.

Keywords: Lusatian mining area, relocation of settlements, risk society, Ethnographic fieldwork, “memoria” of Augustinus, memory work at museums.

1 Einleitung

Dieser Text versteht sich nicht als reine Schriftfassung des Tagungsbeitrages, den ich zur 23. Jahrestagung der Naturforschenden Gesellschaft der Oberlausitz in der Energiefabrik Knappenrode im Frühjahr 2013 beisteuern durfte. Vielmehr nimmt er die damals noch nicht fertiggestellte, im Vortrag aber bereits als Arbeitsziel genannte Wanderausstellung „Was bleibt“, die seit dem 17.7.2013 dem Publikum zugänglich ist, zum Anlass, einige grundlegende Reflektionen über den Erarbeitungsprozess der Schau und die ihn leitenden Überlegungen vorzustellen. Außerdem soll ein Ausblick auf einen möglichen weiterführenden Ansatz bei der musealen Beschäftigung mit dem Thema „Ortsdevastationen im Lausitzer Revier“ gegeben werden, der sich an „Was bleibt“ anschließen könnte.

2 Eine Wanderausstellung für die Energiefabrik Knappenrode

Die Arbeit an „Was bleibt“ begann Anfang 2012. Die Ausstellung ist das Zwischenergebnis einer an der Energiefabrik Knappenrode angesiedelten wissenschaftlichen Langzeitstudie, die von 2008 bis 2018 die bergbaubedingte Umsiedlung im sächsischen Kirchspiel Schleife begleitet. Projektpartner dieser Studie sind der Förderverein Lausitzer Bergbaumuseum Knappenrode e.V. und Vattenfall Europe Mining. Von Seiten der Energiefabrik Knappenrode wurde der Wunsch geäußert, die Schau als Wanderausstellung zu konzipieren. Damit sollte zum einen das kontroverse Thema „Ortsdevastierung im Tagebauvorfeld“ einem Publikum auch außerhalb der Lausitz zugänglich gemacht werden, das dieses sonst in der Regel nur aus der medialen Berichterstattung zu politischen und juristischen Auseinandersetzungen über die Genehmigung von Abbauvorhaben kennt. Zum anderen verband sich mit dieser Rahmensetzung auch der Wunsch, die Energiefabrik als bedeutendstes Industriemuseum der Oberlausitz auch überregional noch bekannter zu machen und der inhaltlichen Fortentwicklung des Hauses einen weiteren Impuls zu verleihen.

Mit dem daher avisierten Medium der Wanderausstellung verbindet sich allgemein ein museal über Jahrzehnte hinweg geformter und inzwischen etablierter Stil. Zu diesem gehört die leichte Bauweise der Informationsträger, wodurch die Ausstellung transportabel wird und flexibel an die jeweiligen räumlichen Gegebenheiten des Leihnehmers angepasst werden kann. Damit einher geht aber auch eine gewisse Fixierung auf Bild und Text als wesentliche Informationsträger. Sammlungsgüter der Ding- und Sachkultur in Form räumlicher Exponate begegnen dem Besucher einer Wanderausstellung in der Regel so gut wie nie. Damit vergibt sich diese Ausstellungsform zugunsten ihrer Beweglichkeit eines wesentlichen Faszinosums des museal erzeugten Raums. „Was bleibt“ strebte hier von vornherein einen anderen Zugang an und versucht, diesem musealen Genre neue Seiten abzugewinnen.

3 Der thematische Rahmen

Seit 1924 wurden zugunsten des Braunkohletagebaus im Lausitzer Revier bisher 136 Siedlungen ganz oder in Teilen devastiert. Dies betraf Bauerndörfer ebenso wie Industriearbeiterdörfer und -siedlungen bis hin zu Stadtteilen. Je nach der Zählweise kann in diesem Zeitraum von bis zu 30.000 Betroffenen ausgegangen werden. Derzeit verschwindet im Vorfeld des Tagebaus Nochten mit dem Ortsteil Trebendorf-Hinterberg die 137. Lausitzer Siedlung. In den letzten Monaten wurden außerdem durch die landesplanerischen und politischen Entscheidungsgremien Sachsens und Brandenburgs die Devastierungen von Mührose, Mulkwitz, Rohne, Klein-Trebendorf und Schleife-Süd im Vorfeld des Tagebaus Nochten sowie von Proschim, Lindenfeld und Teilen von Welzow im Vorfeld des Tagebaus Welzow-Süd politisch auf den Weg gebracht. Die durch den Vorgang abgedeckte Zeitspanne erstreckt sich damit seit 1924 über vier verschiedene deutsche Staatlichkeiten mit je einer eigenen Wirtschafts- und Energiepolitik. In den Zeitraum fiel relativ zu Beginn die Veränderung des Deutschen Bergrechtes durch die Aufnahme des All-

gemeinwohls im Zusammenhang mit der Aufsuchung von Rohstoffen, was die politische Durchsetzbarkeit von Umsiedlungen deutlich vereinfachte. Schließlich erlebte die Entschädigungspraxis der Betroffenen in diesen Jahren einige Veränderungen und Entwicklungen. Im Ergebnis steht man vor einem Prozess, in dem seit neunzig Jahren in massivem Umfang in die über Jahrhunderte gewachsene Kulturlandschaft und das soziokulturelle Gefüge der mittleren Lausitz eingegriffen wird. In seinem Verlauf muss das weitestgehende Verschwinden der sorbischen Alltagssprache im betreffenden Gebiet ebenso konstatiert werden, wie eine strukturelle Abkehr vom agrarischen Charakter der Region hin zu einem industriellen, mit allen damit zusammenhängenden lebensweltlichen Transformationen.

Damit ist der kulturgeschichtliche Rahmen abgesteckt, der den Hintergrund für „Was bleibt“ bildet und den es in der Ausstellung zu reflektieren galt. Mit Blick auf die in Neu-Horno im „Archiv der verschwundenen Orte“ 2006 gefundene museale Lösung war dabei schnell klar, dass hier eine neue museale Erzählung entwickelt werden musste, die eine Ergänzung und Neu-Akzentuierung bieten kann. Im begrenzten Raumangebot einer Wanderausstellung erschien der enzyklopädische Ansatz von Neu-Horno kaum praktikabel und wiederholbar. Vielmehr sollte der Versuch unternommen werden, vor dem Hintergrund der oben geschilderten großen Zusammenhänge die Einzelschicksale von drei spezifischen Orten und ihren Bewohnern ins Zentrum der Betrachtung zu stellen. Die Entscheidung für die Zahl drei entstand dabei aus der Überlegung, mit der Schau einen zeitlichen Bogen spannen zu können, der wichtige Phasen der Geschichte des Reviers aufnimmt: die Anfänge der Devastierungspraxis in den 1920er Jahren, ihre Hochphase im letzten Drittel der DDR sowie die gegenwärtige Situation, womit auch eine Verbindung zum Betrachtungsgegenstand des Langzeitforschungsprojektes hergestellt würde. Die Wahl fiel auf die Dörfer Buchwalde/Bukojna (devastiert 1928–1931), Tzschelln/Čelno (devastiert 1976) und Trebendorf-Hinterberg/Trjebin-Zagora (in Devastierung seit 2011). Im Fall von Buchwalde wurde sie noch dadurch bestärkt, dass die Überbaggerung des Dorfes ursächlich mit dem Aufbau der Brikettfabrik Werminghoff, der heutigen Energiefabrik Knappenrode, im Zusammenhang stand.

4 Kohle und Lausitz – Eine Verstrickung

Mit der Wechselbeziehung zwischen verschwindendem Dorf und wachsendem Werk in unmittelbarer Nähe ist ein prägnantes Beispiel für die Art und Weise benannt, wie im Lausitzer Revier seit seiner Entstehung im Ausgang des 19. Jahrhunderts sehr oft die kausalen Geflechte ausgerichtet waren. Die Modernisierung der Region erfasste auch ihre zuvor rein ländliche Bevölkerung, und trotz der zunächst noch starken kapitalistischen Ausbeutungsverhältnisse lässt sich dies in vielen Fällen als der Beginn eines sozialen Aufstiegs schildern. Hinzu trat eine Öffnung der Gegend für Zuwanderung von außerhalb, was dem industriellen Aufschwung der Lausitz um die Basis des Bergbaus herum auch eine gewisse strukturelle Breite ermöglichte. Doch für diese Entwicklung galt es einen Modernisierungs-Preis zu zahlen, dessen emotionale Wucht erst im Laufe des Prozesses und damit bereits weit im 20. Jahrhundert durch die Kinder- und Enkelgeneration ganz erfasst und artikuliert werden sollte. Kito Lorenc hat diesen als einer der ersten 1966 zunächst in obersorbischer Sprache so formuliert:

„Nein, sofort wurden die Sorben von der demokratischen und sozialistischen Umgestaltung dieses Landes erfasst, gaben ihr einen guten Teil unverwechselbare Eigenheit, machen sie gerade in der gegenwärtigen atemberaubenden, Menschen und Sprachen und Sitten durcheinanderwirbelnden Industrialisierung der Lausitz differenzierter, konfliktreicher, farbiger. Wir aus den Strugadörfern bekennen uns zu dieser schwierig-schönen Praxis, wir machen sie ja. Wir geben ihr unsere Heidewälder und Dörfer unter die Bagger; wir geben ihr unsere alte Struga, die wir in ein künstliches Bett leiten und mit unseren Abwässern verseuchen. Und wir geben ihr unsere Sprache in unseren Gedichten und sehen doch schon, dass es auch kein Sprachraum sein kann, der ihnen Genüge täte.“ (LORENC 1981: 581)

Der Soziologe Ulrich Beck beschrieb zwanzig Jahre später in „Risikogesellschaft“ diesen Zusammenhang in seiner Analyse recht ähnlich:

„Früher oder später kommt es unter dem Dach von Modernisierungsrisiken zur Einheit von Täter und Opfer. [...] Denn die Industriegesellschaft produziert systematisch ihre eigene Bedrohung

und Infragestellung in der Potenzierung und wirtschaftlichen Ausschlichtung der Risiken.“ (BECK 1986: 50; 63)

Diese beiden Zitate dienten während der Arbeit an „Was bleibt“ als analytische Fixpunkte, an denen sich die Grundaussage der Ausstellung ausrichten sollte. Damit wird deutlich, dass der thematische Zugang darum bemüht war, jenseits einer zu starren Täter-Opfer-Dichotomie, wie sie Auseinandersetzungen zum Themenkreis „Braunkohle und Devastierung“ bis heute immer wieder innewohnen, eine differenziertere Sicht auf diesen Diskurs zu ermöglichen und gleichzeitig die kritische Auseinandersetzungen und persönliche Meinungsbildung mit und zu diesem nahezu als klassisch zu bezeichnenden modernen Ursache-Wirkungs-Konflikt zu befördern.

5 Was bleibt von Buchwalde, Tzschelln und Hinterberg?

Blickt man auf die Recherche zu den drei ausgewählten Beispieldörfern, so ergibt sich das Bild von drei sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen Erhebungszugängen der ethnographischen Feldforschung. Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass die analytische Kategorie „Zeit“ zur Darstellung der Geschichte dieser Orte und ihrer Bewohner der zentrale Schlüssel war, der sich als Metapher auch auf die Gestaltung der Ausstellung auswirkte.

Zur Ausgangsfrage bei der Suche nach Exponaten wurde jeweils das Motiv der Spurensuche.



Abb. 1 Tzschelln während der Devastierung im Winter 1979. Bildrechte: P. Kluck, Sornßig

Was bleibt von einem verschwundenen Dorf? Recht früh war hier damit tatsächlich auch der Haupttitel für die Schau gefunden. Die Recherche für Buchwalde wurde dann zur klassischen Exponatsuche in wissenschaftlichen Archiven wie privaten Sammlungen lausitzer Heimatforscher. Dabei musste schnell festgestellt werden, dass in neunzig Jahren die Erinnerung an ein Dorf bereits beinahe vollständig verblasen kann, wenn nicht schon mit der Umsiedlung bewusste Erinnerungsarbeit geleistet wurde. Zum Zeitpunkt der Devastierung Buchwaldes gab es für eine solche Notwendigkeit bei den betroffenen Akteuren kaum ein Bewusstsein. Das Phänomen war im entstehenden Revier noch sehr neu, und abgesehen von einigen frühen literarisch-feuilletonistischen Auseinandersetzungen in deutscher wie sorbischer Sprache wurde der Abriss

Buchwaldes kaum für die Nachwelt rekonstruierbar reflektiert. Die Suche nach erhaltenen Dingen aus Buchwalde war häufig vergeblich. Einige Glücksfunde gelangen allerdings, ebenfalls mit Hilfe lokaler Sammler sowie durch die hilfreiche Vorarbeit des Zejler-Smoler-Vereins Lohsa/Laz, was den dokumentarischen wie emotionalen Wert dieser wenigen Zeugnisse für die Präsentation umso mehr steigerte. Interessant waren außerdem die Lebenserinnerungen einiger Vertreter der ersten Werminghoffer/Knappenroder Arbeitergeneration, die häufig mit dem verschwundenen Dorf verknüpft waren, bildeten doch die in die Werkssiedlung umgezogenen Buchwalder einen der identitären Kerne der sich formenden neuen Siedlung.

Im Fall von Tzschelln (Abb. 1) verhielt es sich im Grunde genau entgegengesetzt. Die einstigen Bewohner des Waldbauerndorfes an der Spree befinden sich mehr als dreißig Jahre nach der Devastierung ihres Dorfes in einer Lebensphase, in der sie im zeitlichen Abstand zum damaligen teils traumatischen Geschehen einerseits einen Weg zur Akzeptanz und zum abgeklärten Umgang mit diesem tiefen biografischen Bruch gefunden haben. Andererseits befinden sich die Tzschellner in einem Lebensabschnitt, in dem die biografische Selbstvergewisserung und die Weitergabe einer Erzählung über die eigene Geschichte an die Nachkommen emotional immer wichtiger werden. Dazu passt auch die aktive Mitarbeit am Tzschellner Heimatverein, zu dessen alljährlichen Treffen sich regelmäßig gut ein Drittel der einstigen Bewohner des Dorfes versammeln. Der Forscher traf hier also auf sehr aufgeschlossene und auskunftsbereite Menschen, denen man auch die Notwendigkeit der Erinnerung an ihr verschwundenes Dorf nicht erst plausibel machen musste, da sie ihnen ein absolutes Bedürfnis ist (Abb. 2). Neben der Möglichkeit zum biografischen, lebensgeschichtlichen Interview stand man hier tatsächlich vor der Situation, potentiellen Leihgebern eine Absage erteilen zu müssen, weil das Platzangebot einer Wanderausstellung – selbst wenn sie sich zum Ziel gesetzt hat, auch Dingliches zu präsentieren – begrenzt ist und daher eine Fokussierung auf einige wenige besonders eindruckliche und symbolbehaftete Exponate geboten war.



Abb. 2 Tzschellner Hochzeitsgesellschaft im Sommer 1958. Bildrechte: Ch. Wolsch, Weißwasser

Bei den Hinterbergern ergab sich als drittem Beispiel wiederum eine neue Situation. Hier musste mit Mitteln der teilnehmenden Beobachtung und auf Wahrnehmungsspaziergängen erst sehr behutsam zu einem äußerst konfliktreichen Feld Zugang gefunden werden. Die Bewohner des verschwindenden Trebendorfer Ortsteiles befanden sich zum Zeitpunkt der Recherche mitten in ihrem erzwungenen Umzug. In solch einer biografischen Ausnahmesituation von einem Fremden um Einblick in den aus den Fugen geratenen Alltag gebeten zu werden, stellt in gewisser Weise eine Zumutung dar. Mit der Bitte um Reflektion wird hier nämlich eine emotionale Wunde frisch gehalten, die man in dieser Situation eigentlich nur durch pragmatische Fokussierung auf die Logistik des Haushaltsumzuges verdrängen und damit kontrollieren kann. Aus diesem Grund erfolgte die Annäherung betont langsam und auch nicht mit dem Anspruch, möglichst viele Gewährspersonen zu gewinnen, sondern vielmehr im Fall eines gelungenen Kontakts ein Vertrauensverhältnis entstehen zu lassen, das eine museale Erzählung *pars pro toto* ermöglicht. Hinzu trat die Person des Forschers selbst, dessen zeugenhafte Eindrücke als Fremder in dem eben verschwindenden Ort atmosphärisch Eingang in die Darstellung fanden.

6 Eine Erzählung von Verlust, Transformation und Erinnern

Im letzten Abschnitt wurde deutlich, dass „Was bleibt“ stark der Betroffenenperspektive der Bewohner der drei Dörfer verpflichtet ist. Dies heißt nicht, dass die Bergbauindustrie der Lausitz sowie die jeweiligen politischen Verantwortungsträger als wesentliche Akteure des Prozesses komplett ausgespart blieben – der Fokus lag aber trotzdem auf dem Erfahrungshorizont der drei Bewohnerschaften. Wie in Abschnitt drei allgemein referiert, fanden sich auch in Buchwalde, Tzschelln und Hinterberg im Speziellen viele Beispieldiskurse für die oben als Verstrickung bezeichnete zunehmende lebensweltliche Überschneidung von Industriearbeit und dörflichem Alltag mit dem schließlich buchstäblichen Aus- und Übergreifen dieser Industrie auf das eigene soziale Umfeld zum Preis seines Verschwindens. Dieser Vorgang – das zeigt eine Vielzahl hierzu im Rahmen wissenschaftlicher Studien wie journalistischer Arbeiten erzeugter Quellen sowie von Kunstwerken der Literatur und Bildenden Kunst – wird von großer Emotionalität und von stark widerstreitenden Gefühlen begleitet. Hier geschieht, in einigen Fällen unter eigenem Zutun der Betroffenen, ein Verlust, dessen Verarbeitung oft auch nach Jahrzehnten nicht völlig abgeschlossen ist. Es war eines der erklärten Ziele der Ausstellung, diesem Aspekt breiten Raum zu geben und mit hierzu sprechenden Exponaten bei den Besuchern ein Einfühlen in die Situation der Bergbauumsiedler so weit es geht zu ermöglichen. Letztlich begibt sich die Ausstellung auf Spurensuche in der Erinnerung von Menschen, die eine Leerstelle zu verkraften haben. Dieses Gefühl sollte durch die Qualität der Exponate und der an sie geknüpften Geschichten an sich aber auch stark durch ihre Präsentation transportiert werden.

Für die Aufgabe, eine solche gestalterische Sprache zu entwickeln, konnte das Leipziger Büro *kocmoc.net* gewonnen werden. Eines der ersten Bilder, mit dem die Arbeit an der Gestaltung aufgenommen wurde, war dann das eines halb geöffneten Kleiderschranks auf dem Dachboden, in dem sich in Schachteln und Kisten Aufbewahrtes findet, das jemand dort vor längerer Zeit gesammelt hat. Bilder von barocken Wunderkammern fanden hier ebenso Eingang in die Ideenfindung wie das aus den „Confessiones“ von Augustinus überlieferte Bild des menschlichen Gedächtnisses und den >Hallen der Erinnerung<:

„Und so gelange ich in die Gefilde und weiten Hallen des Gedächtnisses, wo die Schätze ungezählter Bilder sich häufen, die mir die Sinne von vielfältigen Dingen zusammentragen. Dort lagert auch alles, was wir denken ... und auch alles sonst Geborgene und Verwahrte, das vom Vergessen noch nicht aufgezehrt und begraben ist. Wenn ich hier weile, verlange ich nur, dass mir das Gewünschte gebracht wird, und manches kommt dann sogleich zum Vorschein, anderes muss länger gesucht und gleichsam aus geheimen Verliesen heraufgeholt werden, manches stürzt haufenweise hervor, während man etwas anderes begehrt und sucht, und drängt sich vor, als wollte es sagen: <Sind wir es vielleicht?> Und die Hand meines Herzens scheucht sie weg vor dem, woran ich mich erinnern will, bis das Gewollte sich endlich enthüllt und aus der Verborgenheit vor meinen Blick tritt. [...]

Im Innern vollbringe ich dies, in der riesigen Halle meines Gedächtnisses. Dort sind mir Himmel

und Erde und Meer gegenwärtig samt allem, was ich darin wahrnehmen konnte ... Dort begegne ich auch mir selbst und erinnere mich, was und wann und wo ich etwas tat und wie mir dabei zumute war.“ (MÜLLER 2013)

Diesen Ansatz des Tastenden, des Stöberns und des Assoziativ-Ungelenkten sollte „Was bleibt“ transportieren, die Präsentation der Fundstücke zu den drei Orten sollte eine würdige Hommage ergeben, bei der klar würde, dass der mit der Abbaggerung unwiederbringlich verloren gegangene je eigene und spezielle Kosmos eines ganzen Dorfes noch unzählige Geschichten mehr zum Vorzeigen bereit gehalten hätte. Letztlich verschwindet mit jeder dieser Siedlungen ein konkreter Möglichkeitsraum für weitere Entwicklung und ein stets eigener und daher unwiederholbarer Geschichtslauf gelangt an sein abruptes Ende. Was bleibt ist nur die Erinnerung an ihn, weiter getragen von den Menschen, die einst hier lebten.

Für das Gestalterbüro wurde rasch deutlich, dass hier optisch mit starken Kontrasten gearbeitet werden kann, sowie mit der Idee eines Inneren, in dem die Erinnerung wie ein kostbarer Schatz gehütet wird und eines schroffen Äußeren, vor dem es sie zu bewahren gilt. Im Ergebnis entstand zu jedem der drei Dörfer eine große, dreiflügelige und für den Transport segmentierbare Schrankvitrine, deren Mittelteil in seiner Tiefe die Aufnahme einiger Objekte ermöglicht. Bei den Besuchern weckt dieses Architektursegment seit der Ausstellungseröffnung verschiedene Assoziationen von „Puppentheater“ über „Kleiderschrank“, „Überseereisekoffer“ bis hin zum dreiflügeligen „Altarbild“. Dieser Innenraum ist mit farbigem Filz und sanftem Licht zu einer Schatzkammer geworden, in der die wertvollen Erinnerungsanker mit würdevoller Eleganz präsentiert werden. Hinzu tritt eine ornamentale Verzierung, die grafische Elemente sorbischer Trachten der Heideregion über den Fortgang der drei Vitrinen hinweg langsam zu technischen Bergbauaggregaten verfremden, welche aber wiederum eine Metamorphose zu floral-technischen Hybriden vollziehen. Die Rückseite dieser Schränke ist im Kontrast in einer an die Oberfläche von jahrzehntelang genutzten Metallspinden erinnernden Lackierung gehalten, was Assoziationen von technischer Nutzbarmachung und industriell-arbeitsweltlichem Ge- und Verbrauch der geschützten Dinge auf der Innenseite wecken kann. Jedem dieser drei Schranksegmente steht außerdem eine raumhohe Großfotowand zur Seite, die jeweils eine symbolische Einstimmung zu Zeit und Ort gibt und auch den entsprechenden Leittext offeriert.

Damit ist „Was bleibt“ eine einerseits variabel aufstellbare Ausstellung, die sich an sehr unterschiedliche Raumformate und -atmosphären anpassen kann und die aufgrund ihrer Architektur dazu in der Lage ist, einen eigenen Betrachtungsraum zu kreieren – was zur Einfühlung in das Thema notwendig ist. Auf der anderen Seite bringt sie eine gestalterische Sprache und Wertigkeit der Präsentation mit, wie man sie eher aus einer stationären Schau erwarten würde. Im Ergebnis gelangte so aus dem Zusammenspiel von wissenschaftlicher Recherche und gestalterischem Ansatz ein Konzept zur Umsetzung, das unter dem Einsatz poetischer Bilder, unter der Zuhilfenahme akustischer Informationen und durch die Präsentation einprägsamer und zum Teil überraschender Exponate danach strebt, dem Lausitzer Revier als einer Landschaft krasser Brüche und oft emotionaler Verlust- und Umwertungserfahrungen eine seiner Komplexität entsprechende museale Metapher zu schaffen.

7 Von der Wanderausstellung zur dauerhaften Präsentation? Ein Ausblick.

Besucht man heute seit 1990 im Lausitzer Revier umgesiedelte Orte, so fällt unter anderem auf, dass in der Gestaltung ihres öffentlichen Raumes professionelle künstlerisch-symbolische Auseinandersetzungen mit dem Thema „Verlust und Neubeginn“ einen festen Platz einnehmen. Für die zur Devastierung vorgesehenen Ortsteile von Schleife im Vorfeld des Tagebaus Nochten und ihre Bewohner steht dies noch bevor. Da sie in einem der essenziellen Kerngebiete der sorbischen Volkskultur liegen, sind bereits zum jetzigen Zeitpunkt einige Bestrebungen zu verzeichnen, hier einen wie auch immer gearteten symbolischen Transfer von Elementen und materiellen wie immateriellen Erinnerungsorten dieser Kultur an die Umsiedlungsstandorte vorzubereiten. So steht unter anderem zu erwarten, dass beispielsweise im Fall einer tatsächlichen Devastierung Rohnes eine Translozierung des Njepila-Hofes erfolgen wird, analog zum ursprünglich in Hinterberg gelegenen Schuster-Hof, der heute im Trebendorfer Ortszentrum als kultureller Veranstaltungsort

und Domowina-Treffpunkt fungiert. Die konkreten Maßnahmenkataloge werden in den nächsten Jahren erarbeitet werden und sich dabei erwartbar an Lösungen orientieren, wie sie beispielsweise bei der Umsiedlung Hornos gefunden wurden.

Mit Blick auf die konzeptuellen Überlegungen und die museale Erzählung von „Was bleibt“ könnte der Beitrag des Langzeitforschungsprojektes hier noch eine neue, andere Ebene beisteuern. In Anlehnung an das Augustinus-Zitat und die darin beschriebenen >aulae memoriae< möchte ich in dieser frühen Phase für Schleife das Gedankenspiel einer ebensolchen „Gedächtnishalle“ aufstellen, die womöglich zunächst eine virtuelle sein kann und als Datenbank für audiovisuelle Erinnerungsstücke ihren Anfang nehmen könnte. Ihre „Bestückung“ mit Erinnerungsinhalten würde dabei so weit als möglich in den Händen der Einwohner der Umsiedlungsgemeinden verbleiben und durch den Kurator nur begleitet und wo dies notwendig erscheint, moderiert werden. Einmal mehr in Anlehnung an barocke Wunderkammern wird damit ein Sammlungskonzept zur Diskussion gestellt, in dessen „zufälliger“ Struktur sich möglichst viele Aspekte des disparaten und schillernden Mikrokosmos „Dorf“ wiederfinden. Wie bereits festgestellt und trotz aller Bemühungen bei der Neuentstehung der Orte: Das alte Dorf wird nicht wieder herzustellen sein, es wird unwiederbringlich verschwinden, denn jeder von Menschen bewohnte Platz ist in seiner zeit-räumlich gewachsenen Struktur einmalig und unwiederholbar. In ihn sind nicht reproduzierbare Atmosphären eingeschrieben und Ereignisse und Erlebnisse knüpfen sich an seine ureigenen räumlichen Bezüge und haptisch-sinnliche Qualität, wodurch Identität geformt wird. Lediglich in der Erinnerung kann er bestehen bleiben, wobei im Vorgang des Vergessens auch diese Erinnerung unscharf werden wird – was im Fall der Umsiedler auch einen Heilungsprozess abbildet. Mit dem zu schaffenden musealen Ort, in dem jede eingebrachte Erinnerung in ihrem Stellenwert absolut gleichwertig wäre, würde dieser Prozess für die Menschen der Gemeinde greifbar gemacht und im Idealfall einen Austausch über ihn befördern, der auch eine Verarbeitung des Geschehens unterstützen kann. Zu diesem Vorgang gehört selbstverständlich auch die Gelegenheit zur Dokumentation von Protest sowie die Möglichkeit, einmal an den Erinnerungsort gebrachte Dinge wieder entfernen zu können oder sie durch andere Gegenstände zu ersetzen. Letztendlich entstünde so ein Erinnerungsplatz, der einem dialogischen Prinzip unterworfen ist und der damit anstrebt, die Verarbeitung der Umbruchssituation für die betroffenen Bürger zu unterstützen und sie als Gruppe an ihrem neuen Wohnort zu stärken.

Diese hier abschließend skizzierte Idee stellt derzeit noch ein reines Gedankenexperiment dar und ist auch als Anstoß für weitere Überlegungen formuliert worden. Angesichts des enormen Verlusts für die Oberlausitzer Kulturlandschaft sowie der hohen psychosozialen Belastung der Betroffenen, die infolge der politischen Rahmensetzungen mit der geplanten Erweiterung des Tagebaus Nochten bevorstehen, möchte sie dazu ermutigen, beim Umgang mit Ortsdevastierungen und der Suche nach Möglichkeiten ihrer emotionalen Verarbeitung qualitativ weiter nach Verbesserungen zu suchen.

8 Literatur

- BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. – Suhrkamp; Frankfurt a. M.: 396 S.
LORENC, K. (1981): Struga. Eine Konfession. – In: LORENC, K. (Hrsg.): Sorbisches Lesebuch. – Verlag Philipp Reclam jun.; Leipzig: 578–582
MÜLLER, CH. (2013): Die augustianische „memoria“ als Ort der Vermittlung von Welt, Selbst und Gott. – <http://augustinus.de/>; abgerufen am 15.6.2014

Anschrift des Verfassers:

Robert Lorenz
Warschauer Str. 72
10243 Berlin
E-Mail: robert.lorenc@gmx.de

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte der Naturforschende Gesellschaft der Oberlausitz](#)

Jahr/Year: 2014

Band/Volume: [22](#)

Autor(en)/Author(s): Lorenz Robert

Artikel/Article: [Was bleibt – 90 Jahre Ortsumsiedlungen im Lausitzer Kohlerevier – Zur Genese einer Ausstellungskonzeption 79-86](#)